

Edwin Kleis

Warum opfern Philemon und Baucis die Gans nicht? Beobachtungen nach einer „befangenen“ Lektüre des Mythos (Ov. met. 8,611 - 724)

Jedem, der wie ich in seiner Kindheit Grimms Märchen gelesen hat oder einmal beispielsweise in den Deutschlesebüchern der 50er und 60er Jahre Legenden und Erzählungen vergleichbarer Art voller Moralität und weiser Lehren, dem dürfte es schwer fallen, wirklich unbefangen an die Lektüre von Ovids Philemon und Baucis heranzugehen. Und namentlich dem Kenner des Hausmärchens der Brüder Grimm Nr. 87 *Der Arme und der Reiche* oder der umgestalteten Nacherzählung Georg Goyers *Die Reiche und die Arme*, wie sie in einem *Neuen Rheinischen Lesebuch für katholische Volksschulen*, III. Band: *Blick ins Vaterland*, 5./6. Schuljahr, Trier 1955, S. 63-65 unter der Kapitelüberschrift „Rechte Arbeit und gute Tat“ zu lesen steht, werden einige Merkwürdigkeiten in Ovids Darstellung in die Augen springen, die nach Erklärung verlangen.

Am deutlichsten mag dies sich an der Gans zeigen, von der vv. 684-88 die Rede ist, der einzigen, die die beiden Alten besitzen und die sie schließlich auch für ihre göttlichen Gäste opfern möchten. Doch die Situation entwickelt sich geradezu peinlich, denn das Tier scheint durchaus nicht gewillt zu sein, als Speise zu dienen, und ergreift die Flucht. Staunend muss der Leser mitansehen, wie die beiden Alten ihr immer wieder vergebens nachlaufen (*eluditque diu*, v. 687), bis die Gans sich schließlich zu den Göttern flüchtet. Und diese bequemen sich nun erst dazu, einzugreifen und das Schlachten zu verhindern, nachdem Philemon und Baucis vom Laufen bereits völlig erschöpft sind (v. 686).

Mindestens ebenso erstaunlich wie das Verhalten der Götter, die sich ihren freundlichen Gastwirten gegenüber so merkwürdig reserviert verhalten, ist die Handlungsweise der beiden Alten selbst. Denn zum Schlachten ihrer einzigen Gans sind sie ausdrücklich erst bereit, nachdem sie ihre Gäste an einem Weinwunder als Götter erkannt haben. Man vergleiche die Grimmsche Version der Geschichte, wo sich der Reiche darüber ärgert, dass er den lieben Gott nicht aufgenommen hat, mit den Worten: „Hätte ich das nur gewusst.“ Wenn man weiß, dass es sich bei den Fremden an der Tür um Heilige oder Götter handelt, so gibt man natürlich alles, darf man doch auf eine hohe Belohnung hoffen. Aber vor dem Hintergrund der Moral ist doch zu fragen: Handeln hier Philemon und Baucis nicht im Grunde gerade

so wie der Reiche im Märchen? Jedenfalls lässt die Großzügigkeit ihrer Gastfreundschaft offensichtlich noch Raum für eine Steigerung.

Vergleicht man hingegen die modernen Fassungen des Erzählstoffes, so stellt man fest, dass es dort unabdingbares Kennzeichen der Armen ist, ihre Gastfreundschaft bis zur Selbstaufgabe zu treiben. Exemplifiziert wird das in beiden Erzählungen an der Schlafstelle: Sowohl bei den Brüdern Grimm als auch bei Goyer verzichten die Gastgeber auf ihr eigenes Bett zu Gunsten eines wenig komfortablen Nachtlagers¹. In diesem Zusammenhang zu berichten, dass irgendetwas den Gästen nicht oder auch nur halb angeboten worden wäre, ist hier erzähltechnisch ein Ding der Unmöglichkeit. Denn obzwar es im Alltagsleben natürlich völlig vernünftig ist, die einzige Gans nicht ohne Not für Fremde zu schlachten, so bedarf eine solche Erzählung, die ja eine außergewöhnliche Handlung zum Thema hat, im Gegenteil gerade des klaren Schwarz-Weiß-Kontrastes: Der Reiche gibt gar nichts und der Arme alles. Dass die Antike auch so gedacht hat, wird an der Parallelgeschichte in Ovids *Fasten* 5,495 ff. deutlich, wo der arme Gastgeber Hyrieus sogar den einzigen Zugstier schlachtet, und zwar mit Zustimmung der Götter². Als ungetrübt leuchtende Vorbilder der Gastfreundschaft lassen sich Philemon und Baucis so jedenfalls nicht erkennen.

Die Verwunderung über eine solche Szene stellt sich ohne Zweifel besonders dann ein, wenn man mit einer gewissen Vorerwartung an die Lektüre der Geschichte herangeht, die sich freilich bei dem, der den Stoff schon kennt, ganz unwillkürlich aufbaut. Es ist die Erwartung einer moralisierenden Legende, dessen Kern Friedrich Rückert in knappen Versen so zusammengefasst hat:

„Geh, es ist kein Mensch zu Haus!
rief der Geizige heraus,
als den Gast er hörte pochen.
Hat er Wahrheit nicht gesprochen?
Wo man lässt den Gast nicht ein,
muss kein Mensch im Hause sein.“

In der Tat ist die Versuchung groß, in diesen Versen geradezu eine Kurzfassung des Mythos und eine Deutungshilfe zu erblicken: Die Verweigerung des Gastrechts als schwerer Verstoß gegen die Humanität. Philemon und Baucis wären somit als moralisches Exempel zu deuten, das den Leser

¹Auch bei Ovid (met. 8,655-59) wird den Göttern ein Bett aufgestellt, zwar ein schlichtes, doch ist nirgends davon die Rede, dass Philemon und Baucis deswegen auf etwas verzichten müssen.

²F. Bömer, P. Ovidius Naso, *Metamorphosen*, Buch VIII-IX, Heidelberg 1977, 221. Interessanterweise ist auch Hyrieus dazu erst bereit, nachdem er seine Gäste als Götter erkannt hat.

für das in der Antike höchst wichtige Gastrecht sensibilisieren, ja zu dessen Beachtung erziehen soll. Bei Unterstellung einer solchen pädagogischen Absicht aber und bei Berücksichtigung der stark märchenhaften Züge wären dann als gedachte Adressaten vornehmlich sehr junge Leser anzunehmen.

Nun hat aber Ovid gewiss alles andere als ein Kinderbuch schreiben wollen, und schon F. Bömer hat in seinem großen Kommentar zu den *Metamorphosen* die entscheidende Frage aufgeworfen: „Wie vereinbaren sich Bilder und Gedanken dieser Art mit dem auch in den *Metamorphosen* noch 'klassischen Erotiker Ovid' (...) und dem frivolen Spötter (...), dem man kein unmittelbares Verhältnis zu Fragen wirklicher Religiosität ... zugebraut hat und zutraut?“³ Bei der Suche nach einer Antwort sollte m. E. auf den wichtigen Aufsatz von J. Latacz⁴ zurückgegriffen werden, wo Ovid vor allem als *lusor* herausgestellt wird, als Autor, der mit der auf ihn gekommenen literarischen Tradition sein geistreiches Spiel treibt. Es wäre somit präziser zu fragen: Wie stellt sich Ovid zu seinem durch Tradition vorgegebenen Philemon-und-Baucis-Motiv?

Nun hat zwar F. Bömer eine breite Palette von Quellen und literarischen Vorlagen zusammengestellt⁵, eine geschlossene Vorlage der Philemon-und-Baucis-Erzählung konnte er jedoch nicht finden. Dies mag am kindlich-niedlichen Charakter des Erzählstoffs liegen, schrieben doch die erhaltenen Autoren der Antike sicherlich nicht für Kinder, sondern im Gegenteil für sehr gebildete Erwachsenenkreise. Dennoch ist aber m. E. davon auszugehen, dass die Geschichte weithin bekannt gewesen ist. Auch wenn der Beweis schwer zu führen ist, so scheint es mir doch geradezu in der Natur der Sache zu liegen, dass die Erzählung geistiger Allgemeinbesitz war, und es ist wohl keineswegs abwegig, ihren Sitz im Leben nach Art unserer Volksmundmärchen in antiken Kinderstuben zu suchen.

Für das Folgende soll jedenfalls einmal der Mythos nicht, wie sonst von der Wissenschaft meist angeraten, unbefangen gelesen werden, sondern geradezu befangen, d. h. mit der Vorerwartung an den Erzählstoff, dass hier eine Kindergeschichte mit der pädagogischen Absicht vorliegt, den moralischen Wert der Gastfreundschaft darzustellen, dass also der Leser an Ovids Darstellung genauso herangegangen ist, wie wir an eine Nacher-

³F. Bömer, ebenda, 194.

⁴J. Latacz, Ovids *Metamorphosen* als Spiel mit der Tradition, *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft* 5 (1979), 133-55. Als ein Beispiel für Ovids souveränen Umgang mit der konkreten Tradition des Mythos von Orpheus und Eurydike vgl. Ch. Neumeister, *Orpheus und Eurydike. Eine Vergil-Parodie Ovids*, *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft* 12 (1986), 69-82.

⁵F. Bömer, a. a. O., 190-92.

zählung von „Hänsel und Gretel“ oder ein ähnliches bekanntes Märchen. Und ebenso wie wir staunen würden, wenn plötzlich die Hexe als im Grunde ganz sympathisch oder auch nur in ihrer Bosheit eingeschränkt vorgestellt würde, so mag es dem antiken Leser bei der Lektüre der Szene mit der Gans ergangen sein.

II

Wer studieren möchte, wie die Erzählstruktur beschaffen sein müsste, damit die genannte pädagogische Absicht deutlich werden kann, für den lohnt es sich, die beiden modernen Fassungen von Georg Goyer bzw. den Brüdern Grimm zum Vergleich heranzuziehen, die sich ja beide ohne Zweifel an Kinder in erzieherischer Absicht wenden.

Es mag genügen, einige wesentliche Vergleichspunkte der beiden genannten Erzählungen zu Philemon und Baucis deutlich zu machen. Jeweils weilen Personen auf Erden, die der Sphäre des Menschlichen enthoben sind, so in der Antike die Götter, in der Moderne einerseits Petrus, andererseits Gott selbst. Diese Gott ähnlichen oder göttlichen Personen suchen jeweils Herberge, werden aber zunächst abgewiesen, um dann schließlich bei durchweg armen Leuten doch freundliche Aufnahme zu erfahren. Als Gegenleistung für die erwiesene Gastfreundschaft wirken die beherbergten Personen Wunder, die bei den armen, aber gutherzigen Leuten zu einer materiellen Veränderung ihrer Lebensverhältnisse führen und die geizigen reichen Menschen bestrafen. Bei aller Unterschiedenheit im Detail ist die gemeinsame Grundstruktur der drei Erzählungen unverkennbar.

Der Vergleich der modernen Fassungen macht deutlich, wie der Stoff darzustellen ist, wenn eine pädagogische Zielsetzung erreicht werden soll. Zunächst bedarf es eines klaren „Gut-Böse-Profiles“, d. h. arm und reich müssen personifiziert dem Leser vor Augen stehen, sie müssen ein Gesicht haben, also Einzelpersonen sein. Sodann muss auch der Gegensatz der äußeren Lebensumstände deutlich werden, der Reiche muß sehr reich, der Arme sehr arm sein, damit durch scharfe Schwarz-Weiß-Kontrastierung der Sinn klar wird. Und ebenso erfordert schließlich auch das Ende eine Gegensätzlichkeit, denn pädagogisch wirksamer als die Darstellung der Belohnung des Guten dürfte in der Regel die erzähltechnisch unbedingt erforderliche Bestrafung des Bösen sein, zumal dann, wenn dieser der Lächerlichkeit preisgegeben wird und im wahrsten Sinne des Wortes als „der Dumme“ dasteht. Indem der Leser den Reichen gegenüber Schadenfreude empfindet, nimmt er eine überlegene Distanz ein, und wenn ihm vielleicht das positive Beispiel der Armen als für ihn selbst schwer erreichbar erscheint, so möchte er doch zumindest nicht so sein wie ihr negativer Gegenpart. Folgerichtig muss bei G. Goyer die reiche Frau durch

ein Wunder den ganzen Tag Stoffe zerschneiden, während sich der armen im Gegenteil das vorhandene kleine Stück Leinwand unaufhörlich vermehrt. Und bei den Brüdern Grimm wünschen sich die armen Leute gut christlich die ewige Seligkeit und lebenslange Gesundheit und erhalten erst auf Drängen des lieben Gottes - sozusagen als Dreingabe - für ihr altes Haus ein neues. Als jedoch der reiche Mann von Gott drei Wünsche erhält, führt dies nicht zu einer materiellen Bereicherung. Vielmehr verliert er zunächst durch einen unbedachten Fluch sein Pferd, dann verwünscht er ebenfalls im Affekt seine Frau, die er schließlich mit dem letzten Wunsch wieder auslösen muss. Die Bestrafung reizt jeweils - zumindest den kindlichen Leser - zum Schmunzeln. Alle diese Aspekte strikter Schwarz-Weiß-Malerei beherrzigen die beiden Textbeispiele bei aller sonstigen Unterschiedenheit im Detail auf das Genaueste. Wie anders Ovid.

Wer ehrlich zugibt, mit einer Erwartungshaltung an den Text heranzugehen, die auf eine solche Moralisierung wartet, dem wird noch wesentlich mehr merkwürdig vorkommen als eine nicht geschlachtete Gans. Mindestens ebenso störend ist der Umstand, dass Baucis bei der Bewirtung der Götter am Schinken spart: *Resecat de tergore partem exiguam*, heißt es vv. 649 f., wobei *exiguam* „auffallend am Versbeginn“ steht, wie auch schon M. v. Albrecht bemerkte. Und treffend paraphrasiert er: „Ausnahmsweise ein Scheibchen ... allerdings nur ein winziges“⁶. Wie bei der Gans erweisen sich die Gastgeber zwar durchaus als freundlich, sie sind aber nicht aufopfernd. Die pädagogisierende Absicht der Geschichte hätte hingegen dringend verlangt, dass die Alten entweder den ganzen Schinken hergeben oder aber überhaupt keinen besitzen, Sparsamkeit jedoch ist an dieser Stelle ein Ding der Unmöglichkeit⁷. Ganz offenkundig verhält Baucis sich hier so, wie man es Menschen im wirklichen Leben natürlich sofort zugestehen würde, wie es jedoch für Vorbilder vollendeter Gastfreundlichkeit eben gerade nicht ausreicht. Ovid hat hier offensichtlich statt der Schwarz-Weiß-Malerei der Kindergeschichten einige Grautöne beige mischt.

Aber damit nicht genug: Durch die detailfreudig-humorvolle Ausgestaltung der Aufnahme und Bewirtung der Götter von über 40 Versen Länge wird das Schwarz-Weiß-Bild geradezu koloriert. Denn obwohl Ovid die Armut der Alten durchaus nicht verschweigt, entsteht doch ein so anmutiges

⁶M. v. Albrecht, *Ovids Humor. Ein Schlüssel zur Interpretation der Metamorphosen*, AU 6 (1963) 2,47-72, hier 62. F. Bömer, a. a. O., 207 hält allerdings den Hinweis v. Albrechts für „zu stark pointiert“.

⁷Vgl. bei den Brüdern Grimm: „Sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne.“ Auf das Abtreten der eigenen Schlafstelle in beiden modernen Erzählungen wurde bereits hingewiesen. Natürlich sucht man in beiden Fassungen Hinweise, dass etwas nicht gegeben wurde, vergebens.

idyllisches Bild beim Leser, wie es nur ein romantisierender Stadtmensch vom Landleben entwerfen kann. Man glaubt gleichsam die frische Minze zu riechen, mit der der wackelige Tisch abgerieben wird, man atmet den Duft der zwar einfachen, aber gerade dadurch doch köstlichen Speisen und möchte am liebsten geradezu selbst am Mahl teilnehmen. Dazu fügen sich zwei fast schon geschmacklos lockere Formulierungen, nämlich die abschätzig-ironische Bezeichnung des einfachen Tongeschirrs als Tafelsilber (vv. 668 f.)⁸ sowie das Detail in Vers 672, dass zum zweiten Gang die Weinsorte nicht wie üblich gewechselt werden kann, sondern derselbe Wein aufs Neue gereicht werden muss⁹. So spricht der Städter, der die Einfachheit des Landlebens einmal genießt im Bewusstsein, jederzeit wieder in den Luxus der Urbanität zurückkehren zu können. Bei der Schilderung wirklich armer Verhältnisse wären diese Bemerkungen jedoch fehl am Platz und zynisch. Ovid nimmt also offenbar die Armut der beiden Alten selbst nicht ernst. In pädagogischer Hinsicht lenkt diese langwierige Akzentverschiebung überdies unnötig von der moralischen Aussageabsicht ab¹⁰.

Aber auch die übrigen Kontraste vermeidet der Dichter geflissentlich. So wird Philemon und Baucis kein namentlicher Reicher entgegengestellt, sondern lediglich festgestellt: *mille domos clausere serae* (v. 629). Gerade ein Halbvers schildert die Verweigerung der Herberge an die Götter. Es entsteht nicht das pädagogisch notwendige Gesicht des Bösen, es werden überhaupt keine Menschen genannt, die die Gastfreundschaft verweigern, statt dessen erscheinen Türsperrern (*serae*) als Subjekte, die die Häuser verschließen, und zwar gleich massenweise, wie die exponierte Anapher *mille domos* regelrecht einhämmert. Die dadurch erzeugte Anonymität des Bösen in der Masse verhindert aber gerade die Erkenntnis der Moral, die die modernen Fassungen anstreben. Der Leser steht so nämlich nicht vor der Alternative, ob er sich mit dem Guten oder dem Bösen identifizieren möchte, sondern höchstens vor der, ein normaler Mensch aus der Masse zu sein oder ein herausgehobener Besonderer - und nicht wenige würden sich da doch für das Erstere entscheiden. Darüber hinaus unterbleibt eine ausdrückliche oder auch nur implizite Verurteilung durch den Dichter ebenso wie die entscheidende Kontrastierung zu Philemon und Baucis: Nirgends wird ausgeführt, ob es sich bei den verschlossenen Häusern um arme oder reiche handelt.

⁸Vgl. dazu F. Bömer, a. a. O., 216.

⁹Vgl. ebenda, 226.

¹⁰Zum Vergleich: Bei G. Goyer umfasst die Schilderung der Gastfreundschaft gerade einmal 3 von 64 Zeilen (M. 2 im Anhang), bei den Brüdern Grimm immerhin 14 von 99 Zeilen (M. 1 im Anhang), bei Ovid aber sind es 46 von 96 Versen, also fast 50% des gesamten Textes.

Entsprechend der Verweigerung einer Herberge nicht durch Menschen, sondern durch die Türsperrern trifft auch die Bestrafung durch die Sintflut hauptsächlich die Häuser (*inhospita tecta*, v. 696), ja selbst die Belohnung der Alten wird primär ihrer Hütte zuteil, verwandelt sie sich doch in einen prächtigen Tempel (vv. 699-702). Menschliche Wesen erscheinen hingegen in Vers 698 in unerwartetem Zusammenhang: Philemon und Baucis erblicken die Katastrophe, die die Götter angerichtet haben, und beweinen das Schicksal der Unglücklichen: *deflent fata suorum*. F. Bömer hält diesen Ausdruck für „offensichtlich formelhaft“, denn der Dichter habe „bisher den Eindruck entstehen lassen, dass die Alten mit ihren Landsleuten (*sui*), zumal sie ja *impii* waren, keine oder nur geringe Verbindung hatten“¹¹. Tatsächlich hat Ovid aber nirgends vom Verhältnis des alten Ehepaares zu seinen Nachbarn gesprochen und ein wahrhaft unbefangener Leser hätte keinen Grund, sich über die Reaktion der beiden zu wundern. Darf man daher annehmen, dass der Eindruck Bömers von dem uneingestandenem Vorverständnis herrührt, das ich eingangs beschrieben habe und gegen das der Dichter offenbar bewusst wieder und wieder verstößt? Laut Text sind Philemon und Baucis jedenfalls traurig über den Tod ihrer Nachbarn, zu denen sie, wie die Bezeichnung *sui* nahe legt, durchaus ein enges Verhältnis hatten.

Die Belohnung, die die beiden schließlich selbst erhalten, erscheint ebenfalls als wenig faszinierend. Denn abgesehen von der gemeinsamen Todesstunde müssen sie ihr beschauliches Leben im hohen Alter noch gegen einen Priesterdienst eintauschen, während von einer sonstigen materiellen Besserstellung nirgends die Rede ist. Im Gegenteil muss Philemon in Vers 707 mit verräterischem Possessivpronomen *vestra delubra* formulieren. Die beiden haben ihr zwar kleines, aber doch eigenes Haus, in dem sie immerhin Herren waren (v. 699, auch v. 636), an die Götter verloren und sind somit genau genommen sogar ärmer geworden.

Es zeigt sich also, dass Ovid Punkt für Punkt die moralische Wirkung der Erzählung zu verhindern gesucht hat, wenn auch auf eine versteckte Art, der man nur schrittweise auf die Schliche kommt. Doch gerade daran dürfte der Dichter seine Freude gehabt haben, dass er immer wieder die gewohnten Erwartungen durchkreuzt. Dabei lässt ein Blick auf die Textkritik vermuten, dass er selbst lange daran gefeilt hat und sich an einigen Stellen vielleicht auch unsicher war, wie deutlich er werden musste, damit der Leser seine Absicht gerade noch so erahnen kann. Wenigstens könnten die erhaltenen Doppelfassungen darauf hinweisen. Danach könnte sich Ovid bei den Versen 651 ff. mit dem Gedanken getragen haben, durch Einführung einer Badeszene die ärmlichen Lebensverhältnisse von Philemon und Baucis deutlicher zu konterkarieren¹², und der erhaltene Vers

¹¹F. Bömer, a. a. O., 226.

¹²Vgl. dazu ebenda, 207 f.

693 B wirkt sich auch verstärkend für die hier vorgetragene Interpretation aus. Obwohl die Alten am Stock gehen und sich auf Grund ihrer Jahre kaum noch bewegen können, muten die Götter ihnen noch die Besteigung eines Berges zu - zwar, um sie zu retten, doch wäre ihnen die Strapaze ganz erspart geblieben, wenn die Götter nie erschienen wären.

III

Es zeigt sich also bis hierhin, dass Ovid offenbar bewusst alles getan hat, um eine Moral im aufgezeigten Sinne zu verwässern und undeutlich zu machen. Fragt man nun weiter nach seinen Motiven, so ist zunächst bezüglich der moralischen Botschaft in der heutigen Zeit eine interessante Beobachtung zu machen. Denn die in beiden modernen Fassungen beschriebene Lehre: „Sei gastfreundlich“ weitet sich ja jeweils aus zu einer Ethik speziell für Unbemittelte, die man etwa so paraphrasieren könnte: „Seid ihr auch arm, so bewahrt euch doch ein reines Herz, denn das kann kein Reicher kaufen und kein Dieb stehlen.“ Solche Botschaften der moralischen Überlegenheit des Armen haben gewiss in allen Zeiten auch die Funktion gehabt, Armut erträglicher zu machen oder sogar bestehende soziale Differenzierungen zu zementieren: „Bewahre dir die moralische Überlegenheit, indem du in deiner niederen sozialen Stellung verharrst.“ Von daher ist es auch verständlich, dass sich die Geschichte in Lesebüchern der unmittelbaren Nachkriegszeit findet, nicht jedoch in den Unterrichtswerken der Kinder unserer Wohlstandsgesellschaft, die mit einer solchen Moral auch schwerlich viel anfangen könnten.

Wie mag dies zur Zeit Ovids gewesen sein, als die Römer einerseits bereits unter der Pax Augusta die Segnungen des Friedens und der Sicherheit genossen, die Octavian ihnen auf Kosten ihrer Freiheit beschert hatte, andererseits jedoch die Leiden und Schrecken der Bürgerkriegszeit mit ihren Entbehrungen und der Not noch vielen lebhaft in Erinnerung waren? Kaiser Augustus war damals bemüht, eine sittlich-moralische Erneuerung der römischen Gesellschaft durch ein ganzes System von Sittengesetzen herbeizuführen, wobei er natürlich auf das altrömische Ideal des einfachen Landlebens zurückgriff¹³, unterstützt durch die großen Dichter seiner Zeit und vor allem Vergil, dessen *Georgica* das Landleben als eine „Zuflucht“

¹³Augustus, R. Gest. div. Aug. 8: *Legibus novis me auctore latis multa exempla maiorum exolescentia iam ex nostro saeculo reduxī. Suet. Aug. 34: Leges retractavit et quasdam ex integro sanxit, ut sumptuariam et de adulteriis et de pudicitia, de ambitu, de maritandis ordinibus.* Aus der Fülle der Literatur sei hier nur genannt: R. Syme, *Die römische Revolution*, Deutsche Ausgabe, München 1992, 405-18, bes. 415; D. Kienast, *Augustus. Prinzeps und Monarch*, 3. Aufl. Darmstadt 1999, 164 ff.

beschreiben, „worin sich der Mensch, der nach Reinheit verlangt, vor dem Fluch der von Schuld und Leid verheerten Umwelt birgt, ein Bezirk ursprünglicher Weisheit, eine Seelenheimat“¹⁴.

Von daher dürfte der Kaiser auch an Ovid entsprechende Erwartungen gestellt haben, den Mythos von Philemon und Baucis durch sauberes Herausarbeiten dieser Moral angemessen darzustellen. Doch Ovid gehörte zur sogenannten jüngeren Generation unter Augustus und war „im Frieden, umgeben von Ruhe und Ordnung, inmitten des rasch aufblühenden Wohlstandes herangereift und daher unberührt von den großen Nöten des Daseins und, ohne den bitteren Ernst des Lebens gekostet zu haben, ins Mannesalter getreten“¹⁵. Was sollte er, der ‚frivole Spötter‘ und ‚klassische Erotiker‘, mit einem solchen Rührstück anfangen, wenn es ihm offenkundig nicht auf die hausbackene Moral angekommen ist, die die modernen Fassungen anstreben?

Bei der Suche nach einer Antwort möchte ich an ein aufschlussreiches Wort erinnern, das Augustus am Ende seines Lebens gesagt haben soll, wonach er am Beginn seiner Regierungszeit ein Rom aus Ziegeln vorgefunden habe und nun eines aus Marmor hinterlasse (Suet. Aug. 28). Vergleichen wir damit Ovid, so scheint sich doch genau dieser Vorgang bei Philemon und Baucis in der Metamorphose der kleinen Lehmhütte zu einem Tempel aus Marmor und Gold (vv. 699-702) zu ereignen. Allerdings bekommt diese zumeist positiv verstandene Bautätigkeit des Augustus hier eine negative Färbung. Denn obgleich der Kaiser prächtige Gebäude errichten lässt, dienen diese doch vornehmlich dem Zweck, sich selbst ein Denkmal zu setzen und sich wie einen Gott verehren zu lassen¹⁶. So wird auch bei Ovid die bescheidene, aber eigene Hütte der beiden Alten zu *delubra vestra*, sie selbst werden von freien Herren (*domini*) zu bedingungslosen Verehrern der Macht (*sacerdotes*) und leben, obzwar auf marmornem Fußboden, doch wie im goldenen Käfig, wobei ihnen immer das schlimme Schicksal derer vor Augen steht, die sich den Mächtigen nicht gebeugt haben und dafür schonungslos ausgemerzt wurden. Ovid

¹⁴F. Klingner, Virgil. Wiederentdeckung eines Dichters, in: Römische Geisteswelt, Stuttgart 1965, Ndr. 1984, 239-73, hier 252-56, Zitat 254. Vgl. etwa Verg., georg. 2,513-40, besonders 524: *casta pudicitiam servat domus*.

¹⁵E. Martini, Einleitung zu Ovid, Brunn 1933, Ndr. 1970, 2.

¹⁶Zum politischen Bauprogramm des Augustus vgl. die übersichtliche und knappe Darstellung bei H. Krefeld, *Res Romanae*, Neue Ausgabe, Berlin 1997, 188-91. Ausführlicher ist natürlich P. Zanker, *Augustus und die Macht der Bilder*, München 1987. Ferner D. Kienast, *Augustus*, wie Anm. 13, 408-17; interessant ist besonders der Hinweis S. 417, Anm. 133a: „zu der offenbar von Augustus gewünschten Überführung privater Kunstdenkmäler in öffentlichen Besitz“.

scheint mir hier eine versteckte Kritik an den Mächtigen seiner Zeit zu üben.

In diesem Zusammenhang verdient die Rahmung der Geschichte bei Ovid Beachtung, denn hier wird bereits zu Beginn allen moralischen Erwartungen eine Absage erteilt. Anstatt nämlich einen Zusammenhang zum Thema Gastfreundschaft oder Habgier herzustellen, lässt der Dichter hier überraschend den Sohn des Ixion die skeptische Frage aufwerfen, ob die Götter denn überhaupt die Macht hätten, Verwandlungen durchzuführen (vv. 614 f.). Man merke auf: Im achten Buch der *Metamorphosen*, nachdem Ovid Verwandlungssage auf Verwandlungssage erzählt hat, wird auf einmal die grundsätzlich-theologische Frage nach ihrer Glaubwürdigkeit gestellt. Und die Antwort, die der an Geist und Alter gereifte Lelex gibt, ist nicht minder erstaunlich. Denn um den Zweifler von der Wahrheit der gerade vom Flussgott Achelous vorgetragenen Erzählung zu überzeugen, wählt er das denkbar ungeschickteste Mittel: Eine weitere Erzählung. Und obendrein bleibt der Skeptiker bei dieser „Beweisführung“ ganz auf das Zeugnis des Lelex angewiesen (v. 622), welcher, wie sich erst zum Schluss herausstellt (vv. 721 f.), seinerseits nur wiedergibt, was ihm Greise erzählt haben. Als Augenzeuge kennt dieser Erzähler lediglich die Bäume, zu denen die beiden Alten geworden sind - dem Zweifler kommen nicht einmal diese zu Gesicht, stehen sie doch im fernen Phrygien (v. 621).

Damit dürfte deutlich sein, dass es Ovid gewiss nicht auf eine ehrliche Diskussion einer theologischen Frage ankam. Vielmehr verfolgt die Einleitung wohl hauptsächlich den Zweck, die Erwartungshaltung des Lesers zu durchkreuzen, wird der Mythos doch hier in einen zumindest weit hergeholtten Zusammenhang gestellt, in dem jede andere Verwandlungssage auch stehen könnte, der aber bei der moralisch ausgerichteten Philemon- und-Baucis-Erzählung geradezu stört. Indem somit der Dichter mit der Wahl einer derartigen Einleitung einerseits gerade nicht den Leser zu einer moralischen Erwartungshaltung bezüglich der Gastfreundschaft führt, er aber andererseits eine vordergründig eher unsinnig erscheinende Thematik in den Vordergrund schiebt, lässt er, wenn auch versteckt und hintergründig, sein eigentliches Thema durchaus anklingen, nämlich das Phänomen der Macht (*potentia*, v. 618) und die richtigen Reaktion darauf durch die Unterlegenen.

Eine letzte Beobachtung mag dies verdeutlichen. In den beiden Fassungen der Neuzeit ist es entsprechend der kontrastierenden Darstellungsweise Kennzeichen des Armen, sich zur Belohnung spontan das Richtige zu wünschen, Kennzeichen des Reichen demgegenüber, sich trotz längerer Überlegung für das Falsche zu entscheiden. Bei Ovid hingegen heißt es folgendermaßen: *cum Baucide pauca locutus iudicium superis aperit commune Philemon* (vv. 705 f.), wobei besonders der Ausdruck *iudicium* ...

commune verräterisch ist. Nach F. Bömer bezeichnet er „sonst immer“ den *consensus omnium*, also eine Art von allgemein anerkannter, gleichsam geronnener Menschheitserfahrung. Nur hier und „als einziger Dichterstelle“ glaubt er eine Ausnahme gefunden zu haben und paraphrasiert mit: „gemeinsam ad hoc getroffene Entscheidung“¹⁷. Mir scheint dagegen auch wieder das oben beschriebene Vorverständnis, aus dem kein Leser leicht herausfindet, den Blick zu verstellen auf das Tatsächliche.

Denn für mein Empfinden ist es eine spannende Frage, was die beiden besprochen haben, ehe sie ihren Wunsch äußern, eben weil es für diese Art der Erzählung untypisch, ja ungehörig ist. Trotzdem lässt jedoch die Formulierung *pauca locutus* keinen Zweifel daran, dass es eben keine ad-hoc-Entscheidung war, sondern vorher eine wenn auch knappe Unterredung stattgefunden hat. Und den einzigen Hinweis auf den Inhalt dieser kurzen Beratung liefert eben der Ausdruck: *iudicium commune*. Wenn nämlich die Formulierung hier das meint, was sie „sonst immer“ bedeutet, nämlich eine Art sprichwörtliche Lebensweisheit, dann liefert gerade dies vielleicht einen Fingerzeig für das, was der Alte seiner Frau mitgeteilt hat. Philemon dürfte demnach Baucis ins Gedächtnis gerufen haben, was im Grunde ein allgemeiner geistiger Besitz der Menschheit ist, und dies, so ist nach allem Gesagten stark zu vermuten, dürfte in etwa gelautet haben: „Reize niemals den Mächtigeren!“

Ist diese Rekonstruktion des Gesprächsinhaltes zu gewagt? Oder sind uns lediglich die Machtverhältnisse und Umgangsformen in Monarchien fremd geworden, während Ovid sie als allgegenwärtig erlebt hat und voraussetzt? Es gibt jedenfalls ein interessantes Zeugnis des Philosophen Seneca, das sich wie ein Kommentar zu unserer Stelle (vv. 705 f.) liest und nachgerade das *iudicium commune* nachträglich zu formulieren scheint. In epist. 14,7 schreibt er an Lucilius: *Sapiens numquam potentium iras provocabit, immo declinabit*. Diese Sentenz des Stoikers dürfte nicht nur ein Rezept zum Überleben am Hofe Kaiser Neros, sondern aller Kaiser gewesen sein. Seneca hat sich jedenfalls in seinem Leben so selbstverständlich daran gehalten¹⁸, dass man der Erkenntnis ein beträchtlich höheres Alter zuerkennen dürfen wird. Philemons Verhalten in unserer Geschichte spricht jedenfalls dafür, dass die Regel inhaltlich zur Zeit Ovids schon bekannt und auch verinnerlicht war¹⁹.

¹⁷F. Bömer, a. a. O., 227.

¹⁸M. Fuhrmann, *Seneca und Kaiser Nero*. Berlin 1997. Vgl. bes. K. Abel, *Seneca. Leben und Leistung*, in: ANRW II 32,2, Berlin 1985, 654-98, bes. 695 f. Abel verweist darauf, dass Seneca noch in seinen Altersschriften es nicht versäumt hat, den Kaiser mit Lob zu bedenken, so z.B. nat. 6,8,3.

¹⁹Vgl. auch Hor. sat. 1,9,42 f.: *Ego, ut contendere durum cum victore, sequor*. Auch hier ist die Formulierung sentenzenartig. Allgemein findet sich der Gedanke, dass man in Krisensituationen besser dem Stärkeren folgen

Denn der bejahrte Gemahl der Baucis hat mit seinem gesunden Menschenverstand erkannt, dass es opportun sein wird, sich bei diesen Göttern auf keinen Fall das Falsche zu wünschen, neigen sie doch offenkundig wegen ihrer großen Macht zu Überreaktionen. Er erkennt, dass man nicht von ihrer Macht profitieren, sondern sich nur vor ihrer Macht beugen kann, indem man zum bedingungslosen Verehrer (*sacerdotes*) wird. Offenbar hatte Ovid das Empfinden, dass man zu seiner Zeit Ehrungen ganz überwiegend nur noch im Dienste des Augustus und seiner Angelegenheiten verdienen kann. Bedingungslose Gefolgschaft war gefragt, wenn man sein Leben in Frieden und Sicherheit zubringen wollte: *qui coluere, colantur* heißt es denn auch treffend am Schluss (v. 724). Wer aber die Verehrung verweigert, fällt der unbeherrschten Gewalt des Mächtigen zum Opfer, der eben auf niemanden Rücksicht zu nehmen braucht. In diesem Zusammenhang sei schließlich noch auf die ungeheure Unbeherrschtheit der die Mächtigen vertretenden Götter Ovids aufmerksam gemacht, die wieder besonders im Vergleich zu den modernen Fassungen deutlich wird. Während im antiken Text für die verweigerte Fremdenaufnahme tausende Menschen mit dem Tode bestraft werden, lassen die neuzeitlichen Texte die mangelnde Gastfreundschaft als solche gänzlich ungesühnt und erteilen den Reichen erst für ihre Habgier und ihren Neid eine wirksame, aber dennoch relativ harmlose Lehre. Natürlich bleiben sie am Leben und können sich bessern.

Sehr wahrscheinlich hat Ovid also nicht nur gegen den Geist seiner Zeit gefrevelt, indem er sich betont der sittlich-moralischen Erneuerung des Augustus verweigerte, sondern auch und vielmehr dadurch, dass er die Geschichte als Folie missbraucht hat, um auf ihr sein sehr kritisches Bild seiner Zeit zu entwerfen. Und die Bewahrheitung dieser Zeitkritik hat er schließlich am eigenen Leibe erlebt, musste er sich doch der größeren Macht beugen und in die Verbannung gehen.

Edwin Kleis
Megina-Gymnasium
Am Knüppchen 1
56727 Mayen

sollte, schon zur Zeit des Bürgerkrieges formuliert etwa bei Cic. fam. 4,9,2: *primum tempori cedere, id est necessitati parere, semper est sapientis habitum* oder von Caelius Cic. fam. 8,14,3: *homines debeant ..., ubi ad bellum et castra ventum sit, firmiorem (sc. partem sequi) ..., quod tutius sit.*

M. 1: Brüder Grimm, Der Arme und der Reiche

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, dass er eines Tages müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen; bei ihm will ich übernachten. Der Reiche, als er an seine Türe klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche? Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Türe klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir“, sagte er, „es ist schon finster, und heute könnt Ihr doch nicht weiterkommen.“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorliebnehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ – „Von Herzen gern“, antwortete er, „ich will's ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte; sich selber aber machten sie eine Streu auf der Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und machten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Türe stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil Ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht Euch dreierlei, das will ich Euch

erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und dass wir zwei, solange wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ – „Oh ja“, sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wär mir’s wohl lieb.“ Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.

Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern Abend stand noch die alte elende Hütte, und heute steht da ein schönes, neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging und fragte den Armen aus; er erzählte ihr: „Gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus.“ Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen: hätte ich das nur gewusst! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ – „Eil dich“, sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann musst du dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht`s nicht übelnehmen, dass er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Haustüre gesucht, derweil wäre er weggegangen. Wenn er des Weges zurückkäme, müsste er bei ihm einkehren. „Ja“, sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte wie sein Nachbar? Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wolle sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüsste, dass es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünsche, die du tust, die sollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so dass er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde, und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese“, aber das Pferd machte aufs neue Männerchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief

ganz ungeduldig: „So wollt ich, dass du den Hals zerbrächst!“ Wie er das Wort ausgesprochen, plump, fiel er auf die Erde und lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt`s ab, hing`s auf seinen Rücken und musste nun zu Fuß gehen. Du hast noch zwei Wünsche übrig, dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahin ging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward`s ihm so warm und verdrießlich zumut; der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche“, sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich will`s aber so einrichten, dass mir gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“ Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte, der wusste sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier und zweitens so viel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Fass Bier dazu.“ Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schien`s ihm doch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, was es jetzt seine Frau gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich`s wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne dass er`s wusste, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt dass ich ihn da auf meinem Rücken schlepe.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, dass sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß; er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen.“ Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du musst mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er musste den dritten Wunsch tun, dass sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

M.2: Georg Goyer, Die Reiche und die Arme

Es ist schon viele, viele Jahre her, da wanderte Sankt Peter wieder einmal durchs Land. Gegen Abend klopfte er bei einer reichen Bäuerin an. Die Frau war gerade dabei, Pfannkuchen zu backen, und hatte gar nicht ge-

merkt, dass der alte Mann ins Haus getreten war. Als sie ihn nun an der Tür stehen sah, dachte sie: der hat sicher den Kuchen gerochen. Aber für Bettelvolk backe ich keine Kuchen, und dann sagte sie zu dem Fremden: „Behüt Euch Gott!“ und drängte ihn zur Tür hinaus.

Sankt Peter ging weiter, und nach einiger Zeit stand er vor einer kleinen Hütte. Die war aus Lehm gebaut, und in ihr wohnte eine arme Witwe mit ihren Kindern. Als Peter anklopfte, kam die Frau an die Tür, und als sie sah, dass es ein so alter Mann war, bat sie ihn, doch einzutreten und sich ein wenig zu wärmen.“ Es ist schon dunkel. Bleibt die Nacht in meiner Hütte. Ich will Euch mein eigenes Bett geben. Ich schlafe auf dem Stuhle, der dort neben dem Ofen steht.“

Dankbar nahm Sankt Peter an. Er setzte sich an den warmen Ofen, und als er zu Abend gegessen hatte, legte er sich zu Bett. Am anderen Morgen sagte er zu der Frau, bevor er das Haus verließ: „Frau, weil Ihr so freundlich gewesen seid und mich in Euer Haus aufgenommen habt, dürft Ihr Euch wünschen, was Ihr wollt: Euer Wunsch soll erfüllt werden.“

Da dachte die Frau gerade an das Stückchen Leinwand, das ihr verstorbenen Mann noch kurz vor seinem Tode gewebt hatte. Und sie sagte: „Lieber Mann, da Ihr so gut zu mir seid und so viel vermögt, so vergönnt, dass ich das, was ich morgen früh zuerst tue, den ganzen Tag tue.“ „Euer Wunsch soll in Erfüllung gehen“, sagte Sankt Peter und nahm dann Abschied von der Frau und ihren drei Kindern.

Am anderen Tage, in aller Frühe, stand die Frau auf und maß das Stückchen Leinwand, das, wie sie wusste, zwölf Ellen lang war. Aber sieh da! Auf einmal war es viel länger. Die Frau maß und maß, und je öfter sie maß, desto länger wurde das Stück. Es wollte gar kein Ende nehmen. Bald war das ganze Haus voll Leinwand bis hinauf auf den Boden. Und sie konnte immer noch kein Ende finden, sie maß und maß, bis es Abend wurde. Nun hatte sie so viel Leinwand, dass sie wohl zwölf Dörfer auf viele, viele Jahre damit versorgen konnte.

Und es dauerte gar nicht lange, da war das Wunder im ganzen Dorfe bekannt, und die ganze Woche wurde von nichts anderem gesprochen. Als die geizige Bauersfrau, bei welcher der Fremde zuerst angeklopft hatte, das hörte, wurde sie so böse, dass sie die ganze Nacht kein Auge zumachen konnte; und immer wieder überlegte sie, wie sie das Geschehene wieder-gutmachen könnte. Aber sie fand kein Mittel. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als geduldig zu warten, dass der Fremdling noch einmal wiederkäme.

Und wieder war die reiche Bäuerin am Kuchen backen, und neugierig schaute sie von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, ob sie den alten Mann nicht sähe.

Als sie voller Ungeduld wieder einmal nach draußen sah, da stand der Alte wirklich da! Kaum hatte er ganz leise an die Tür geklopft, da öffnete die Bäuerin und forderte ihn freundlich auf, doch hereinzukommen und sich zu wärmen. „Danke, Frau“, sagte der Fremdling, „aber ich muss heute Abend noch weit, sehr weit, und ich wollte nur nach dem Wege fragen.“ „Nein, nein, Ihr bleibt hier. Nirgendwo könnt Ihr es besser haben. Kommt, setzt Euch an den Tisch und esst einen warmen Kuchen; das wird Euch guttun, morgen in der Früh könnt Ihr dann weiterziehen.“ Und sie schob einen Stuhl an den Tisch, und der Mann musste essen und trinken und sich dann an das warme Feuer setzen. Und als es Schlafenszeit war, führte die Bäuerin ihn in die allerbeste Schlafkammer, die im Hause war.

Am folgenden Tag war der Mann schon früh auf. Er bedankte sich bei dem Bauern und der Bäuerin und nahm Abschied von ihnen. Er war schon aus der Tür heraus und bis zur Hecke gekommen, da drehte er sich um und rief der Frau zu: „Frau, für Eure Freundlichkeit kann ich Euch nichts geben. Aber was Ihr morgen früh zuerst tut, das sollt Ihr den ganzen Tag tun.“ Dann ging er weiter.

Nun war die Bäuerin so voller Freude, dass sie sich kaum mehr halten konnte, und sie sagte zu ihrem Manne: „Ich will es aber schlauer anfangen als unsere Nachbarin. Anstatt immer zu messen, will ich den ganzen Tag Geld zählen. Vor Mitternacht will ich schon aufstehen, ich muss noch ein paar Säcke nähen, in die wir das Geld tun.“

Früh legte sich die Bäuerin zu Bett und wachte erst auf, als es zwölf schlug, da sprang sie aus dem Bett, ergriff die Schere und fing an, das Zeug für die Säcke zu schneiden. Aber sieh da! Sie konnte nicht wieder aufhören. Immer musste sie schneiden; als sie das Tuch für die Säcke zerschnitten hatte, zerschnitt sie die schönste Leinwand, die der Weber vor ein paar Tagen ins Haus gebracht hatte, als sie damit fertig war, nahm sie Betttücher und Tischtücher, Kleider, alles, alles musste sie zerschneiden. Und so ging es, bis endlich der Abend kam. Da erst konnte sie aufhören. Und der Bauer fluchte, und die Frau schrie vor Wut, als sie sah, was sie angerichtet hatte.

Und die Geschichte war bald im ganzen Dorfe bekannt, aber niemand hatte Mitleid mit der geizigen und habgierigen Bauersfrau.